

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Günter de Bruyn
Sünder und Heiliger

Das ungewöhnliche Leben des Dichters
Zacharias Werner

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhaltsverzeichnis

Zacharias Werner 5

Anhang

Zitatennachweis 199

Abbildungsnachweis 210

Bibliographie 212

Zeittafel 217

Personen- und Ortsregister 219

1.

Eine Friederike Schultze, die sich bei Ausübung ihres Gewerbes auch Schmidt oder Meyer nannte, hatte es aus ihrer Heimatstadt Frankfurt an der Oder um 1790 nach Königsberg in Preußen verschlagen, wo sie das Glück hatte, an den Studenten Werner zu geraten, der sie nicht nur wiederholt besuchte und reichlich bezahlte, sondern ihr auch Liebe und Treue schwor. Mit ihrem Einverständnis ließ er sie bei Nacht und Nebel aus dem Freudenhaus entführen und in das Städtchen Schippenbeil bringen, wo sie der Pfarrer, der von ihrer Vergangenheit nichts wusste, beherbergte, während Werner in Königsberg das Geld zu beschaffen versuchte, das zum geplanten Zusammenleben der Liebenden nötig war.

Tagelang musste sie vergeblich auf ihren Liebhaber warten, bis ein Brief von ihm sie mit »*Theures, einziges, ewiggeliebtes Mädchen!*« anredete und ihr lebensbedrohende »*Schrecknisse*« prophezeite, falls sie nicht sofort abreise, möglichst weit von Königsberg weg. Wenn die städtischen Häscher sie fänden, könne er sie vor der Einweisung in das gefürchtete Spinn-

haus, wo vor allem straffällig gewordene Prostituierte Zwangsarbeit leisten mussten, nicht retten. Zwar könne er sie nicht heiraten, *»was ich Dir auch nie gelobte«*, aber verlassen werde er sie nie. Sobald er wisse, wo sie sich nach der Flucht aufhalte, hole er sie, um mit ihr zusammen zu leben oder auch in den Tod zu gehen.

Ein zweiter Brief ihres Liebhabers, der sie wenige Tage später erreichte, nahm die Beteuerungen des ersten wieder zurück. Nun war von der Notwendigkeit einer Trennung die Rede, weil alles verraten sei. Da seine Verwandten ihm mit Fluch und Enterbung drohten, wenn er nicht mit ihr bräche, habe er sich mit Ehrenwort zur Trennung von ihr verpflichtet. *»Glaube dem, was ich Dir mit thrännendem Auge schreibe und nimm die hundert Gulden als einen kleinen Beweis meiner Liebe. [...] Dein Loos ist hart wie das meine, wir verdienten beide ein besseres. Kehre zu Deinen weinenden Eltern, kehre in den Schooß der Tugend zurück, und wenn noch meine letzte Bitte etwas vermag, stirb lieber ehe Du noch einmahl den schrecklichen Titel Hure verdienst und ganz elend wirst.«*

Als der Pfarrer von Schippenbeil in einem amtlichen Schreiben aufgefordert wurde, die Schultzin, die wegen Verführung eines minderjährigen Bürgers gesucht werde, nach Königsberg zurückzubefördern, war diese schon in die Neumark geflohen. Im Städtchen Drossen, in dessen Nähe ihr Vater, der vom Gewerbe seiner Tochter nichts ahnte, als Amtmann das Vorwerk Zerbow bewirtschaftete, versteckte sie sich

den Sommer über bei einer Predigerwitwe und sandte ihrem Liebsten herzerreißende Briefe, die sie ihrer mangelhaften Schreibkenntnisse wegen von einer orthographisch auch nicht sehr kundigen Freundin aufsetzen ließ.

Einer ihrer Briefe aus Drossen lautete im Juni 1792 so:

»Lieber bester Werner

sie nicht böse das ich diesen Brief sie nene indem nicht weis wie sie gesonen gegen ihre Fritze sind sie schmeichlet sich immer mit die Gedanke das sie noch eins mit Ihnen wird sein aber vergebens sie wird nicht mehr so glücklich sein

O bester Werner sie können glauben das ihr magden so liebet wie sie Ihnen geliebet hat

lieber Werner halten sie was sie mir versprochen haben zweifeln sie nicht an meiner liebe und treue

lieber werner bitt mir ihr liebe schreiben den ich hofe mit schmerzen auf ihre Antwort

lieber bester Werner hier überschike ich die knöpfe von diesen rothen kleid tragen sie zu meinen andenken halten sie es nicht für Verachtung sondern das einen denkmahl eines aufrichtigen gemüths

leben sie wohl lieber bester werner ich küsse ihnen tausendmahl abwesend in gedanken

und Verbleibe ihr unglückliches Mägden

Friderika Schultzin«

Während noch amtliche Schreiben über ihre Rückführung zwischen Königsberg und dem Magistrat



*Abb. 1: Jugendbildnis Zacharias Werners.
Kolorierte Zeichnung eines unbekanntes Künstlers.*

von Drossen gewechselt wurden, war Werner anderen Sinnes geworden, weil er wohl die Einwilligung seiner Mutter ertrotzt hatte und eine Enterbung nicht mehr zu fürchten war. Er holte die Geliebte aus ihrem Fluchtort, zog, wie er es selbst später darstellte, »zi-geunermäßig und unter Lebensgefahr mit dem Weibe in einer Kibitke [Bretterwagen, ungefedert, aber überdacht] von Königsberg über Danzig, Thorn etc. nach Warschau. Dort ward ich mit derselben eiligst und schleunigst getraut und kehrte dann mit ihr wohlbehalten nach Königsberg zurück.«

Dort duldeten seine Mutter, die sich mit dem geliebten Sohn nicht entzweien wollte, die ungeliebte

Schwiegertochter für kurze Zeit in ihrem Hause, was nicht nur alle Verwandten und Bekannten empörte, sondern auch das Dienstpersonal. Für die langjährige Gesellschafterin der Mutter war deren Anweisung, »das Mensch« mit Respekt zu behandeln, sogar Anlass zur Kündigung.

Im Herbst 1792, so erzählt Werner weiter, *»kaufte ich ein Gütchen von siebeneinhalb Huben [Hufen], mit vollen Scheuern und verbarg mich da mit dem mir angetrauten Weibe. Aber eine Hure und das unschuldige Land! Ich verwünschte tausendmal das Landleben und verkaufte im Jahre 1793 das Gut mit ledigen Scheuern und einigem Profit.«* Seine Anstellung im Staatsdienst konnte Friederike noch miterleben, als sie aber bei einer kurzen Abwesenheit ihres Mannes einen Kollegen mit ihrer Gunst beglückte, trennte er sich 1794 nach amtlicher Scheidung von ihr.

Der gute Ruf, dessen sich Werner zuvor hatte erfreuen können, war auch durch diese Trennung nicht wiederherzustellen. In Königsbergs guter Gesellschaft wurde nach dieser sittenwidrigen Heirat der Name des Professorensohnes nur noch mit Abscheu genannt.

2.

Begonnen hatte das unstete Leben des Dichters Zacharias Werner am 18. November 1768 in gesicherten bürgerlichen Verhältnissen am Altstädtischen Markt der Hafen- und Handelsstadt Königsberg in Preußen, die zwar seit 1618 von Berlin aus regiert wurde, sich aber durch ein wohlhabendes, weltoffenes und selbstbewusstes Bürgertum von anderen Städten der preußischen Monarchie unterschied.

Sein Vorname Zacharias, den er als Autor benutzte, war nach Friedrich und Ludwig sein dritter Vorname, den er in der protestantischen Taufe erhalten hatte; von den Eltern wurde er Fritz genannt. Er war das dritte Kind der Werner'schen Ehe, da aber seine älteren Geschwister bald nach der Geburt schon gestorben waren, wuchs er als Einzelkind auf. Sein Vater, Jakob Friedrich Werner, kam aus einer alteingesessenen Königsberger Familie und war ein angesehener Gelehrter, der schon mit dreiundzwanzig Jahren Professor geworden war. An der Albertus-Universität, genannt Albertina, die in diesen Jahrzehnten durch Immanuel Kants kritische Philosophie weltbekannt und

für die Aufklärung bedeutsam wurde, lehrte er Beredsamkeit und Geschichte, war aber auch in Bildungsgesellschaften der Stadt tätig und bekleidete das Amt des Theaterzensors, weshalb sein Sohn schon im Kindesalter die Bühnenwelt kennen- und lieben lernte, was später seinen dramatischen Dichtungen zugutekam.



*Abb. 2: Altstädtischer Markt in Königsberg um 1850.
Lithographie von Emil Henning nach A. H. Frank.*

Seine Mutter, Louise Henriette, geb. Pietsch, die wie ihr Ehemann einer Familie von Akademikern entstammte, war intelligent und gebildet, aber im Gegensatz zu ihrem Gatten sehr religiös. Während dieser, den friderizianischen Jahrzehnten gemäß, rationalistisch dachte, war ihr Glaube, dem auch mystische Züge nicht fehlten, im Gefühlschristentum des Pietismus verwurzelt, das zur Zeit Friedrich Wilhelms I. tonangebend gewesen war. Ihren Sohn liebte sie zärtlich, verwöhnte ihn, statt ihn zu leiten, und erlebte später mit ihm manche Enttäuschung, weil sie seinen Lebenswandel für sündhaft hielt. Ihre außergewöhnliche Sensibilität förderte ihren Kunstsinn, machte sie aber auch reizbar, und gegen Ende ihres Lebens litt sie, wie wir von E. T. A. Hoffmann wissen, an einer von religiösen Wahnvorstellungen begleiteten Geistesverwirrung, in der sie sich als die Jungfrau Maria wühlte, die mit ihrem einzigen Sohn den Heiland geboren hat.

Als Werner vierzehn Jahre alt war, starb sein Vater, und seine Mutter zog mit ihm in eine bescheidenere Wohnung in der nicht weit entfernten Junkergasse, der späteren Poststraße, wo sie sich im Hause der Konsistorialrätin Doerffer einmietete, die die Großmutter E. T. A. Hoffmanns war. Dieser, bei dessen Taufe 1776 der Professor Werner Pate gestanden hatte, war vom zweiten Lebensjahr an im Hause seiner Großmutter aufgewachsen, mit dem acht Jahre älteren Zacharias jedoch kaum in Berührung gekommen, wohl aber mit dessen Mutter, die er später, als er

sich in den »Serapionsbrüdern« über sein zwiespältiges Verhältnis zu dem Dramatiker Werner verbreitete, eine »hochbegabte« Frau nannte, deren Wahn vermutlich auch von Einfluss auf die Entwicklung des Sohnes gewesen sei.

Und tatsächlich war dieser, wie viele seiner Äußerungen bezeugen, innig mit der Mutter verbunden, obwohl er oft in Unfrieden mit ihr lebte, weil er als Heranwachsender gegen die religiöse Bindung aufbegehrte und sein Lebenswandel ihren sittlichen Forderungen nicht entsprach. Am Ende ihres Lebens aber, als sie unter großen Qualen lange das Bett hüten musste, stand er zu ihrer Betreuung und Pflege bereit. Einem Freund gegenüber bezeichnete er seine Mutter als »heilige Kunstseele«, die alle ihm bekannten Frauen »an Geist und Phantasie« übertraf. Trotz aller jugendlichen Rebellionen blieb ihr Einfluss in ihm mächtig, er verstärkte sich in der Mitte des Lebens sogar.

Unter Geldsorgen hatte die Witwe nicht zu leiden, denn ihr Mann hatte ein beträchtliches Vermögen hinterlassen, das aus Geld und Immobilien bestand. Laut Testament sollte es zu gleichen Teilen an Mutter und Sohn vererbt werden, wurde vorläufig aber von einem durch die Fakultät bestimmten Kurator verwaltet, weil Frauen nicht als geschäftsfähig galten und der Sohn noch nicht volljährig war. Da die nervenranke Mutter den Kuratoren viel Ärger machte, wechselten diese mehrfach, bis ihr Neffe, der Kriegsrat Johann Karl Linck, die schwierige Aufgabe über-

nahm. Das anfangs gute Verhältnis, das er zu Tante und Vetter hatte, verschlechterte sich, als er sich später durch sein Amt verpflichtet fühlte, nicht nur über die Finanzen zu wachen, sondern auch des Veters Tugendwächter zu sein. Linck vor allem war es, der die Heirat mit dem Freudenmädchen zu verhindern suchte und es deshalb verfolgen ließ. Als Zacharias kurz vor seiner Heirat für seine Mutter den Antrag auf Freigabe ihres Vermögensanteils stellte, wurde diese von Linck durch die Erklärung verhindert, dass die Mutter durch ihre *»auf Seel und Körper zugleich wirkende Krankheit«* das Geld nicht zusammenhalten könne und darüber hinaus auch eine ganz *»ungewöhnliche Zuneigung«* zu ihrem Sohn habe, der auch zu *»unnützem Geld-Aufwand«* neige und durch *»sein unglückliches Temperament taub gegen alle vernünftigen Vorstellungen«* sei.